Die Eremitage in Arlesheim

Autor(en): **Sumpf, August**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **12 (1950)**

Heft 12

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-861196

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Eremitage in Arlesheim

Von August Sumpf

Wer in Arlesheim aufgewachsen ist, kennt und liebt seit seinen Kindheitstagen jedes Winkelchen des schattigen Gartens und glaubt sich ohne Wegweiser auszukennen. Diese geheimnisvollen Höhlen, wundersamen Baumgruppen, versonnenen Bänklein und abenteuerlichen Brücklein, all das hat sich ihm eingeprägt, und an jedem Winkel haften liebe Erinnerungen an frohe und besinnliche Tage. Gewiss, die Kinder brauchten keine Erklärung und Führung, sie nehmen auf ihre Art Besitz von dem romantischen Spielgrund und bevölkern ihn durch ihre Phantasie mit Rittern und Edelfräuleins mit Bösewichtern in finstern Höhlen und mit Helden auf hohen Söllern. Später dann, wenn der Erwachsene die fremdsprachigen Inschriften deuten will, wenn er zu erfahren sucht, was wohl hinter all den Merkwürdigkeiten stecke, was die Menschen jener Zeit eigentlich gedacht haben und was sie wohl sagen wollten, dann geht es nicht mehr so leicht.

Diese Zeilen wollen den besinnlichen Wanderer durch den Garten geleiten und ihn hie und da zum Verweilen und zum Besinnen einladen. Sie richten sich nicht an jene Hastigen und Lärmigen, die glauben, mit dem Gut der Väter wie mit einem alten Plunder umspringen zu dürfen. Sie hoffen im Gegenteil, jener Heimatliebe zu dienen, die in der Achtung vor aller Schöpfung ihre Quelle hat.

Versetzen wir uns einmal in das Jahr 1762, als der Fürstbischof von Basel seinen Verwandten Franz Karl von Andlau als Obervogt über seine deutschen Vogteien Pfeffingen und Birseck einsetzte. Es war keine gute alte Zeit, spürte man doch schon deutlich die kommende Zeitenwende; ja, man redete schon ganz deutlich von der drohenden Revolution. Die Gebildeten lauschten wie verzaubert den Erneuerungsplänen der neuen Propheten aus Frankreich. Selbst das ungebildete Volk in Stadt und Land fühlte das Wanken der altehrwürdigen Fundamente von Kirche und Staat. Es begann sich dumpf seiner Kraft bewusst zu werden und tappte mit, wo es neue Ordnung erhoffte. Im Fürstbistum waren es naturgemäss die welschen Bezirke, die den neuen Wind aus Frankreich zuerst in der Nase hatten, während die deutschen Bezirke noch als relativ ruhig gelobt werden konnten. Der neue Regent hatte trotzdem keine ruhige Landpfründe. Es harrten seiner gewichtige und zeitraubende Verwaltungsgeschäfte, und es galt ein vorsichtiges Regiment zu führen.

Nun, der alternde Bischof konnte sich geborgen fühlen, als er dieser fürstlichen Erscheinung das Regiment im Birseck anvertraute. Die Andlau waren eine reichbegüterte Adelsfamilie, die schon seit Jahrhunderten dem Bischof treue Dienste geleistet hatte. Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen reichten weit über die Grenzen des Bistums hinaus, und ihre Mittel gestatteten ihnen eine grosszügige Lebengestaltung, wofür gerade die Eremitage ein beredtes Zeugnis ablegt. Das alte baufällige Schloss, das all die Jahre hindurch den Vögten als Residenz gedient hatte, kam natürlich nicht mehr

als Wohnsitz in Frage. So bezog er also gleich das vornehme Flachsländer-Schlösschen, das in der Folge Andlauer-Hof geheissen wurde.

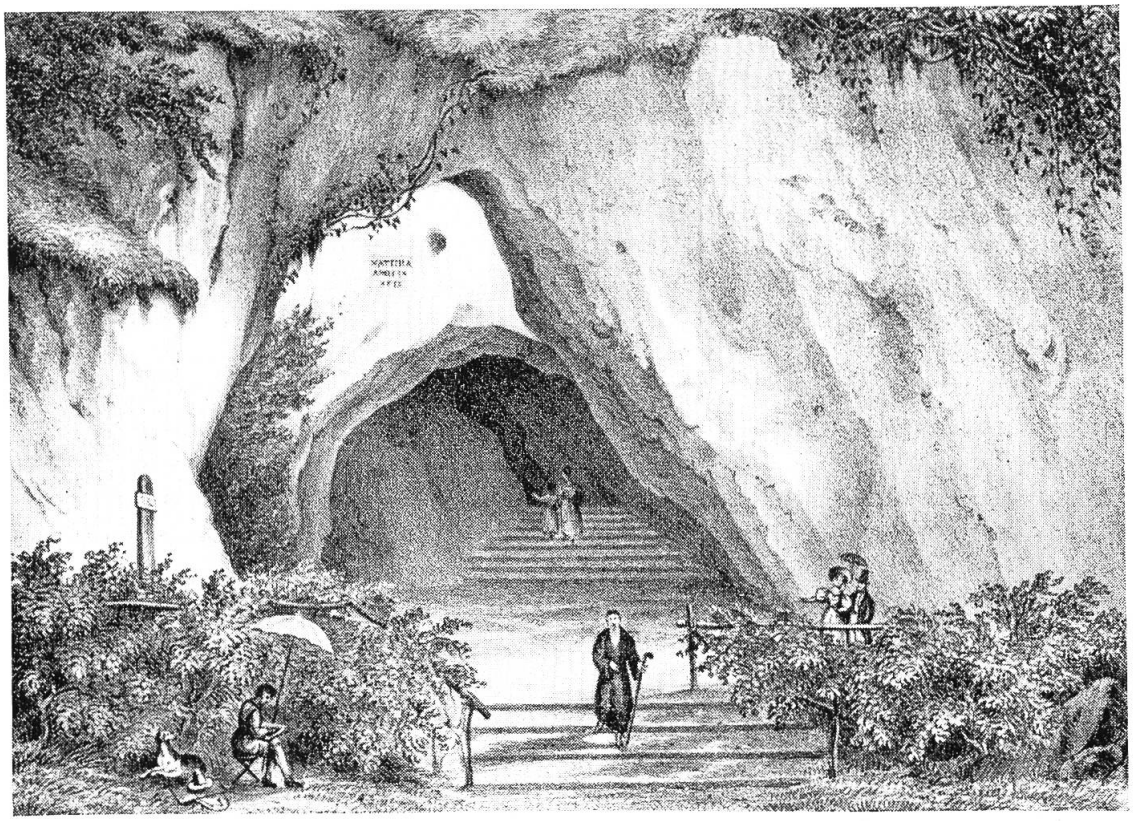
Hier nun waltete die feingebildete Balbina von Andlau, geb. Staal als Gattin des Vogtes und sorgte für des Hauses Repräsentationen. Dieses kultiviert geführte Haus bildete sicherlich den gesellschaftlichen Mittelpunkt für die Adelsgeschlechter auf den umliegenden Schlössern und in der Stadt und nicht zuletzt auch für die adeligen Herren des Domkapitels, die sich ausserhalb des Dorfes um die Domkirche herum ein eigentliches Städtchen, eine fürstliche Residenz, hatten errichten lassen. Dass in diesen gebildeten Kreisen Wissenschaft und Kunst eine hohe Pflege fand, ist wohl selbstverständlich. In diesem Kreise von Künstlern, Gebildeten, hohen Geistlichen, Adeligen und Offizieren ist die Idee zur Eremitage entstanden. Balbina fand in dem Domherrn Heinrich von Ligerz einen künstlerisch und organisatorisch besonders begabten Helfer.

Die Kunst jener Zeit, am augenfälligsten die Baukunst, trug deutlich die Kennzeichen der Zeitenwende. Die Zeit des höfischen Absolutismus, als in Frankreich Kardinal Richelieu und dann Ludwig XIV. regierten «wie der Herrgott in Frankreich», war vorüber. Auf den majestätischen Barock mit seiner prunkvoll geräumigen Würde war das zierlich leichte und heitere Rokoko gefolgt. So zeigt ja auch die Domkirche in ihrer prachtvollen, herrisch streng geformten Fassade den Geist des Barocks, während sich hundert Jahre später im Innern ein zierlich spielerisches Rokoko entfaltete. Die streng gesetzmässige Symetrie war einem neckischen Spiele mit der Unregelmässigkeit gewichen.

Diese Wandlung in den Bauformen offenbart ja nur einen Umwandlungsprozess, der sich in der Tiefe, auf geistigem Gebiete, abspielte, sodass allüberall die Grundwelle neue Lebensformen aufquellen liess, im gesellschaftlichen Leben wie auch in Kirche und Staat. An die Stelle der einstigen hohen Lebensideen, der grossen sittlichen Impulse, tritt jetzt das unbekümmerte Dahingleiten in spielerischem Raffinement. Die Sittenverderbnis greift unaufhaltsam um sich und wird zur Sündflut, von der man nur noch hofft, dass sie erst die Nachkommen erreiche.

Noch einmal, kurz vor dem Ausbruch der Revolution, bäumt sich etwas auf gegen diesen Zerfall; es ist wie eine letzte Rettungsaktion vor dem Zusammenbruch. Im Grunde ist es nur noch ein müdes Bemühen einer verlebten Gesellschaft, ohne Kraft und Hoffnung auf eine wirkiche Wende. Das Raffinement der Sinnlichkeit war verbraucht, man begann wieder von Moral und Tugend zu reden. Die Herrschaften fühlten sogar etwas wie soziales Empfinden und wandten sich liebevoll, wenn auch linkisch, dem Bruder aus dem Volke zu. Ja, man versuchte in jener Zeit des sentimentalen Naturalismus erstmals die Erziehung des Volkes und berief sich auf den Genfer Jean-Jacques Rousseau.

In England war man zu dieser überreizten Zeit auf einen ganz nüchternen und praktischen Kult der ländlichen Erholung gekommen. Man wusste sich dort in ländlicher Abgeschiedenheit von den geschäftlichen Anstrengungen auszuruhen. Ein Engländer beschrieb damals die Wonne des «Englischen Gartens», der ungefähr das Gegenteil war zu dem klassischen



Eingang zur Eremitage
Von J. J. Siegmund

Garten von Versailles, der bisher an allen Fürstenhöfen nachgeahmt worden war. Hier, im Englischen Garten, sollte nicht vom Gartenbaumeister die Natur gezwungen und bemeistert werden, sondern die Natur selbst sollte als gestaltende Kraft empfunden werden. Das Menschenwerk hatte möglichst unbemerkt zu bleiben, wie die Arbeit des Regisseurs hinter der Scene.

Das war es nun gerade, worauf jene Zeit gewartet hatte: der Englische Garten wurde grosse Mode. Zwar endeten die meisten Versuche in einem Wirrwarr von Absonderlichkeiten: auf engem Raume wurden Felsen, Teiche, Burgen, Brücken und Tempel angehäuft. Diese lächerlichen Modetorheiten sind mit ihrer Zeit bald wieder verschwunden. Aber der Englische Garten in Arlesheim, auch Solitüde oder Eremitage genannt, hob sich schon damals weit über alle diese Modeschöpfungen und ist heute wohl der bemerkenswerteste Zeuge jenes künstlerischen Schaffens.

Hier in Arlesheim war die Natur selbst dem Erbauer einer solchen Anlage äusserst günstig gesinnt. Bach und Mühle samt Mühleteichen waren schon vorhanden. Der Schlossfelsen mit seinen natürlichen Höhlen konnte durch ländliche Hirtenpfade zugänglich gemacht werden. Matten und Felder gaben die natürliche Weite, und dennoch bildete das enge Tälchen einen abschliessenden Rahmen für das stille, friedliche Idyll. Wahrlich, die Natur selbst lud den Künstler ein, sein Werk ihrer reichen Fülle einzufügen.

Es mögen wohl viele Jahre der Planung vorausgegangen sein, und es haben wohl viele von den kunstverständigen Gästen — Maler, Bildhauer, Dichter — mitgeholfen an dem Werke, bis es im Jahre 1785 endlich seine Verwirklichung erlebte. Dass es sich für jene Zeit um eine europäische Sehenswürdigkeit handelte, geht deutlich aus dem Gästebuch hervor.

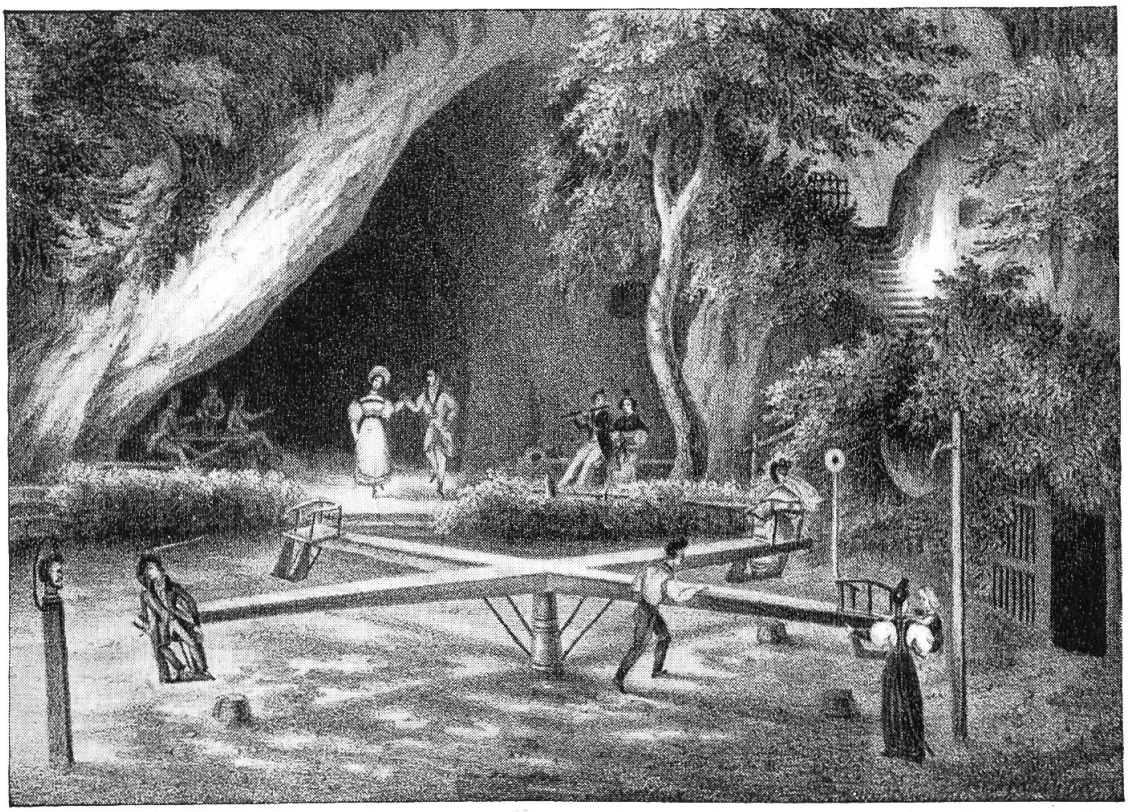
Das friedliche Paradies gewährte trotzdem kaum mehr als eine flüchtige Traumstunde, denn die Revolution wälzte sich deutlich vernehmbar näher. Nach vier Jahren schon (1789) gellte jene Schreckensnachricht vom Bastillensturm durch alle Fürstenhöfe und Schlösser, und nun folgten sich die Hiobsbotschaften auf dem Fuss, sodass das ganze Denken der Herrschaften in Arlesheim auf eigene Sicherheit und auf Flucht gerichtet war.

Der Vogt und die Domherren hatten sich noch vor der eigentlichen Katastrophe ohne Hast in Sicherheit bringen können, sodass am 10. August 1792 niemand die revolutionierenden Soldaten und Bauern hinderte, das Schloss als das Sinnbild der Herrschaft in Asche zu legen. Dabei wurde auch die Eremitage nach Lust und Laune zerstört. Die Arlesheimer haben wohl in Erwartung der neuen Zeit dem alten Schloss keine Träne nachgeweint. Zwar hätte es ihnen selber nicht so pressiert mit der Neuerung, hatten sie sich doch unter den Herrschaften recht wohl gefühlt und von dem reichen Hofleben manchen Vorteil gezogen. Kein Wunder, dass die minder begünstigten Reinacher und Aescher von den kriechenden Arlesheimern als von den «Domherren-Bastern» sprachen. Der Dorfwitz will wissen, dass die Arlesheimer bei der Plünderung zuerst im Hintergrund geblieben seien, und dass sie nur zugriffen, um zu verhindern, dass die Sachen in fremde Hände kämen.

Als 1808 die Revolutionswelle etwas verlaufen war, kehrte der Sohn jenes letzten Vogtes und der Balbina: Konrad von Andlau zurück. Als Gouverneur der Alliierten spielte dieser wohl bedeutendste unter den jüngern Andlau eine wichtige politische Rolle. Er hegte sogar die Hoffnung, zwischen Doubs und Birs ein eigenes Fürstentum zu errichten. Die Würfel fielen aber am Wiener Kongress nicht zu seinen Gunsten. Bedeutungsvoll für das Schicksal der Eremitage ist aber, dass dieser Sohn sich sofort daran machte, das Kunstwerk seiner Mutter wieder erstehen zu lassen. Was wir also heute zu Gesicht bekommen, ist grösstenteils die Arbeit des Restaurators, von der gesagt werden muss, dass sie pietätsvoll dem Original folgte. Manches aus dem ersten Garten blieb indessen für immer verloren. 1844 erwarb Sigmund Alioth das ganze Besitztum, das bis heute seinen Nachkommen erhalten blieb, unter denen besonders Emil Kern-Alioth sich mit grossen Opfern um die Erhaltung bemühte.

Beginnen wir unseren Rundgang beim Felsentor gegenüber der Mühle. Die lateinische Inschrift am Felsen «Naturae amicis suis» ist ein Willkommgruss der Natur selbst an ihre Freunde. Wir werden noch viele Inschriften vorfinden und begegnen auf Schritt und Tritt Hinweisen auf antike Sagen und Geschichte. Es ist, als ob das Lob des Altertums aufs neue angestimmt werden sollte.

Während man vermeint, in das Innere der Höhle zu dringen, öffnet sich unerwarteterweise eine Felsentreppe nach oben zum Tageslicht. Wer aber nochmals beim Hinaufsteigen seitlich in die Höhle nach rechts eindringt,



Das Karussell in der Eremitage
Von J. J Siegmund

findet zu seiner Verwunderung seinen vorherigen Gefährten zur Linken nun rechts über sich, während er selber auf schwanken Steglein unter ihm steht. Solche Irrwege und neckische Ueberraschungen gehören durchaus zum Stile des Englischen Gartens.

Zum Englischen Garten gehörten auch die natürlichen Felsenhöhlen, wie sie in unserem Garten besonders häufig anzutreffen sind. In den Augen jener Romantiker waren es die Wohnstätten der ersten Menschenfamilien, wie sie uns die antike Sage schildert. Eine im Jahre 1905 durchgeführte wissenschaftliche Erforschung der Höhle auf dem Rittiplatz förderte allerdings an die 2000 Fundgegenstände zu Tage, dazu auch ein Hockergrab. Sie beweisen, dass die Höhle in der Vorzeit (Azilien, Magdalénien bis Neolithikum) vielfach als Wohnstätte gedient hatte. Also hat wieder einmal mehr die Geschichtsforschung nachträglich bestätigt, was die Dichtung voraus geschaut hatte.

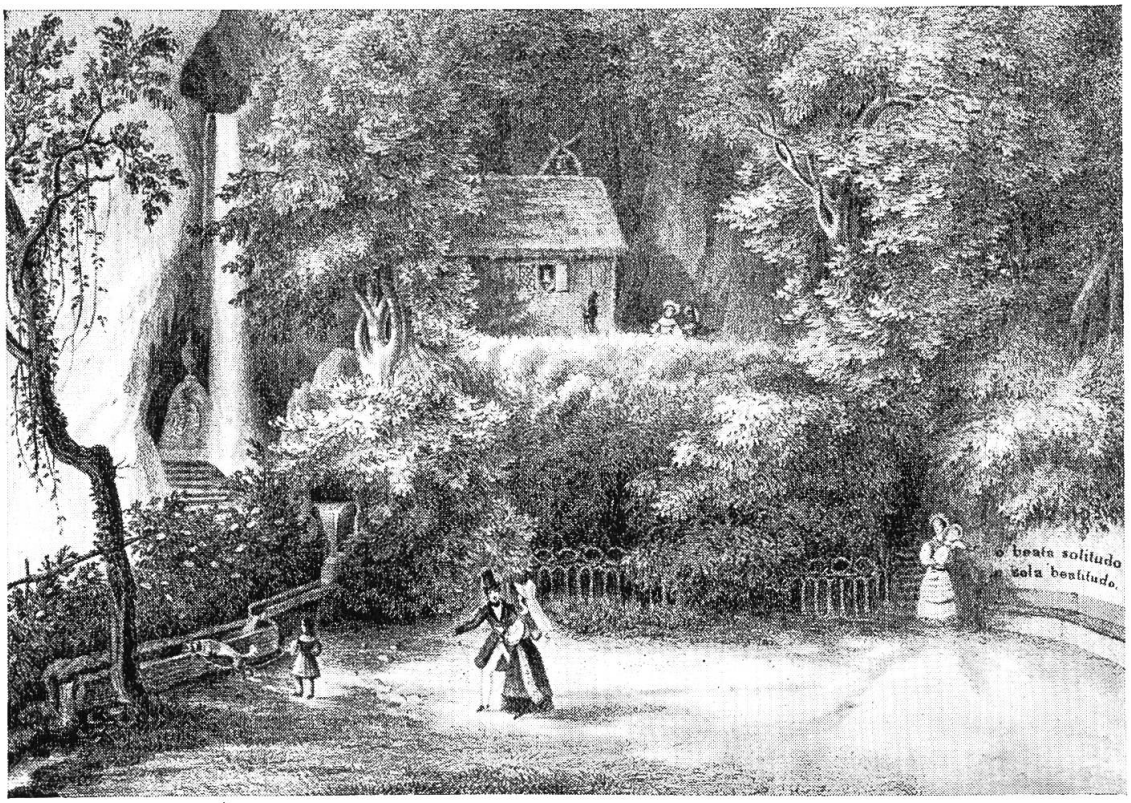
Der «Salamanderteich» fasst die Rinnsale zusammen, die über den porösen Felsen tropfen. Eine moosige Felsbank ladet zum Verweilen ein und zum beschaulichen Vertiefen in dieses Spiel der Tropfen.

Vor der oberen Höhle ist ein Spielplatz aufgeschüttet worden: «der Rittiplatz» (place du carrousel). Hier tummelten sich an festlichen Ta-

gen auch die Burschen und Mädchen des Dorfes, denn es gehörte zu den beglückenden Gefühlen jener Herrschaften, dass sie die Herrlichkeiten der Natur und ihre Freuden auch mit dem niedern Volke teilen konnten. So widerhallte an schönen Sonntagen der ganze Garten von dem muntern Jungvolke. Vom Mühlefelsen her erklang wohl auch das Alphorn, und auf dem grösseren Weiher wiegte sich ein Kahn mit singenden Burschen und Mädchen. Die «Ritti» auf dem Platze war ein einfaches Balkenkreuz, das in seinem Schnittpunkt auf einem Pfosten als Lager auflag und gedreht werden konnte gleich einem Karussell. Vier Personen konnten an den Balkenenden einen schwankenden Sitz einnehmen, während andere das Ganze in Schwung brachten. Nun galt es, im Fluge einer Schwarzwälder-Figur mit aufgesperrtem Maule einen Ball in den Schlund zu werfen. An einem andern Orte sollte ein aufgehängter Reifen durchstochen werden, und wieder anderswo sollte der geschleuderte Pfeil mitten in ein rotes Herz treffen. Ganz Geschickte konnten mit einem Türkensäbel einen Negerkopf von seinem Halse trennen. Der weite Vorraum vor der untiefen Höhle konnte bisweilen eine festliche Tafel mit vierzig Gedecken aufnehmen, während in einer Felsennische eine kleine Musikkapelle Platz fand, die für das festliche Gepräge zu sorgen hatte. Heute erinnert eine schlichte Gedenktafel an die verstorbenen Eltern und Grosseltern der jetzigen Besitzer, an Stabsmajor Achilles Alioth und an seine Gemahlin Lucie Alioth, geb. Franck.

Wir steigen aufwärts zur Gessnergrotte. Vom überhängenden Tuffsteinfelsen tropft es durch Farnkraut und Geissblatt. Ein ausgehöhlter Baumstamm sammelt als Brunntrog die Wasser und zwischen moosigem Felsgestein versickert das Bächlein wieder. Man glaubt das Naturbild vor sich zu haben zu einem jener lieblichen Kupferstiche, die einstens der Zürcher Salomon Gessner mit zierlichem Stifte hingezaubert hatte. Es fehlt nur noch der neckische Faun in einer versteckten Astgabel, der ein schäckerndes Hirtenpaar belauscht. Gessners Traumlandschaften waren eigentlich nur Zugaben zu seinen Gedichten, in denen er den Zeitgeschmack auf das beste traf. Ja, er war als Malerpoet geradezu eine europäische Grösse und seine Idyllen waren in französischen und italienischen Uebersetzungen noch bekannter als in der deutschen Originalsprache. Für unsern heutigen Geschmack sind sie kaum zu ertragen. Seine Menschengestalten tändeln spielerisch durchs Leben, sie triefen von oberflächlicher frommer Empfindsamkeit. Aber gerade diese Zerflossenheit zwischen christlicher Moral und Sentimentalität, dieses hüllenlose Dahingleiten in einer verschwommenen Schäferwelt ohne deutliche Konturen machte ihn seinen Zeitgenossen so begehrenswert. In der Tiefe der Höhle steht die meterhohe Steinplatte, die ausser seinem Namen eine Leier mit Palette zeigt: es sind die Kennzeichen des Malers, des Sängers und des Dichters.

Dicht daneben, versteckt hinter den Bäumen, lehnt die Klause des Waldbruders an die Felsenwand. Vom primitiven Glockenstuhl bimmelt ein helles Glöcklein. Mit andächtigem Schauer nähert man sich dem mit Baumrinde verkleideten Hüttlein und tritt zögernd in das wunderlich düstere Stübchen. Da ist in den Felsen vertieft das harte Mooslager. Dort auf dem Tische ist die Bibel und darum herum die einfachen Gebrauchsgegenstände



Klause des Waldbruders

Von J. J. Siegmund

des Waldbruders. Er selbst, der würdige Greis in der braunen Kutte, bewegt Kopf und Arm zu einem würdevollen Grusse. Wenn auch der moderne Besucher überlegen lächelt ob dem Kinderschreck, so wird er sich doch dem Zauber dieser stillen und frommen Klause nicht verschliessen können.

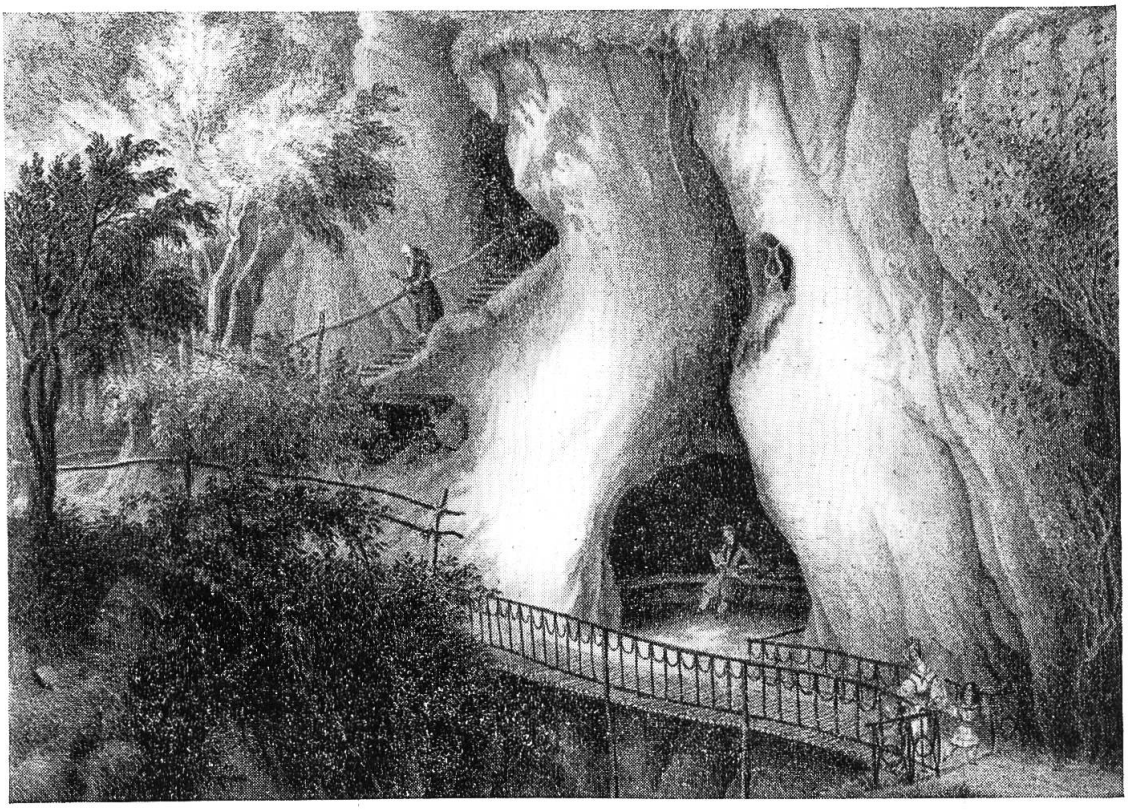
In der ursprünglichen Eremitage war eine Waldbruderfigur als ruhender Pilger mit Wanderstab und Labeflasche dargestellt, der sich an eine Felsennische lehnte. Dieses Bild gab eine gute Vorstellung von den ersten christlichen Glaubensboten, die von Irland her mit Columban und Gallus unser Land durchzogen und an verschiedenen Orten Missions-Stationen errichteten. Aus einer spätern Zeit, aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert, kennen wir wieder andere Waldbrüder, die möglicherweise auch unsere Höhlen bewohnt haben könnten. Es sind jene Mystiker, die um Basel herum eines ihrer Zentren hatten. Jene hellsichtigen und glaubensstarken Naturmenschen, die ausserhalb der Kirche und oft auch im Gegensatz zu ihr eine mystische Gotteserkenntnis suchten, flohen die menschlichen Siedlungen und bevorzugten felsige Einsamkeiten. Schliesslich weisen auch die Ueberreste des Beginenklösterchens hinten im Mönchsgraben auf diese historischen Waldbrüder. Man darf also füglich an wirkliche Waldbrüder denken, die tatsächlich in unseren Höhlen gelebt hatten, lange bevor sich ein künstliches Abbild in diese Gartenanlage fügen sollte, das ja gar nicht eine Erinnerung an jene

geschichtlichen Waldbrüder sein will. Vielmehr waren es künstlerische und religiöse Ueberlegungen, die den Künstler dazu führten, hier in die Mitte der Anlage und gleichsam als deren Hauptgedanken das Bild des Einsiedlers zu setzen. Da muss man schon an die Kirche jener Zeit denken, die in der machtvollen staatlichen Entwicklung und Entfaltung unter Richelieu und dem Sonnenkönig von Frankreich auf Irrwege geraten war. So goss z. B. der geistreiche Spötter Voltaire giftigen Hohn über eine in Aeusserlichkeiten erstarrte Kirche. Die gebildete Welt, bis hoch hinauf in die Geistlichkeit, billigte irgendwie diese Kritik und kehrte sich ab von den hohl gewordenen kirchlichen Formen. Man wandte sich jetzt dem frommen Analphabeten zu, der seinen Glauben nicht aus verzwickten Lehrsätzen zog, sondern in der unberührten Natur auf die Stimme Gottes lauschte. Der Verächter von Pracht und Reichtum erschien ihnen als der wahre Künder göttlicher Weisheit. « O beata solitudo, o sola beatitudo», so steht des Weisen Sinnspruch an der Felsenwand. Es ist ein lateinisches Wortspiel, das mit den Worten «einsam» und «glücklich», mit «Alleinsein» und «Glückseligkeit» spielt und die Zufriedenheit des Selbstlosen preist.

Der Pfad steigt nun steil wie ein echter Büsserweg empor, vorbei an einem Muttergottesbild. Und schon wieder neckt uns ein Versteckspiel. Ein Holzstoss mit derben Prügeln ist auf der Felsenrippe aufgeschichtet; bei näherem Zusehen öffnet sich aber ein Türlein zu einem allerliebsten Aussichts-Stübchen, das den Blick nach dem Tälchen mit den Weihern frei gibt.

Als «Grotte der Diana» war die enge Felsenkluft ursprünglich bezeichnet, aus der dann der Volksmund «das Bad des Waldbruders» gemacht hat. Nun, als Bad ist das feuchte, kühle Loch doch zu grauslich, wenn man auch dem Unheimlichen und Absonderlichen alles mögliche zutrauen mochte. Eher könnte man den Ort verborgen und geheimnisvoll genug finden, wie er sich schicken würde für ein kurzes Bad der Jagdgöttin. Dem letzten der Andlau ist die Grotte als «Grotte des Verhängnisses» erschienen. Und auch das hat seinen Grund. Er war sicherlich nicht günstig zu sprechen auf jene Eidgenossen, die ihm erst vor kurzem noch die schönsten Träume zunichte gemacht hatten, indem sie sich in den Besitz des Bistums gesetzt hatten. Jene demokratische Abkehr und Absonderung vom Reich hatte ja just auf dem Schlachtfelde ihren Sieg gefeiert, auf das der Höhlenausgang zielte, und das man mit den Augen von hier aus gut überblicken konnte. War jene Waffentat von Dornach nicht ein Verhängnis für ihn und sein ganzes Geschlecht? Und so liess er voll Ingrimm die Jahreszahl 1499 über den Höhleneingang der Verhängnis-Grotte meisseln. Doch die Zeit heilt alle Wunden und heute ist auch jene grimmige Jahrzahl abgebröckelt.

Die «Rotunde» ist ein Aussichtsplatz, der auf unserem Weg hinauf zum Schlosse erstmals den Blick frei gibt über das ganze Birseck bis zur Landskron. Solche überraschend sich öffnende Ausblicke gehörten zu den Seligkeiten, die das kundige Malerauge nie müde wurde ausfindig zu machen. Das Kupferstichkabinett in Basel besitzt jene Ansichten von Samuel Birmann, die hier entstanden sind und ahnen lassen, wie wunderbar einst Dom und Dorf von der weiten, durch Blauen und Vogesen begrenzten Ebene ge-



Grotte des Apollo
Von J. J. Siegmund

standen haben. Inzwischen ist der Wald dichter geworden und versperrt heute die Aussicht.

Nun führt der Weg mitten durch eine ländliche Hütte, die ursprünglich mit Stroh und Schilf bedacht war. Ihr heutiger Zustand lässt kaum mehr ahnen, dass hier einst eine ländliche Idylle den Beschauer entzückte: Es war ein Gedicht auf die Wonne und Unschuld ländlich friedlichen Lebens. Ein Altar mit Früchten und Blumen scheint wie von «Paul et Virginie» selbst geschmückt worden zu sein. Man errät nicht, dass darunter eine technische Einrichtung verborgen war; denn in Wirklichkeit versteckte und überdachte dieser Altar die Oeffnung zur Lichtspalte der Grabesgrotte, von der später noch die Rede sein wird. Hier, auf einer unteren Terrasse zum Schloss, erhob sich auch eine von Efeu umsponnene Ruine, in deren Mauerlöchern die Käuzlein hausten. Es war eine Scenerie, wie sie in keinem Englischen Garten fehlen durfte und hatte dem gefühlvollen Besucher die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen augenfällig zu machen. Die wahre Historie verwandelte bald darauf das Vogteischloss in eine wirkliche Ruine, die nun ihrerseits die Vergänglichkeit viel echter demonstrierte

als jene Theaterkulisse, die beschämt in sich versank und heute verschwunden ist.

Eine schön gewölbte Brücke führt uns in die Schlossruine, die nun seit der Restauration auch zur Eremitage gehört. Vom Vogteischloss ging beim Brand 1792 hauptsächlich das massive Wohngebäude mit dem Satteldach verloren. Die Schlosskapelle, die auf den Grundmauern eines ehemaligen Torbogens steht, hatte nur wenig gelitten, und glücklicherweise blieb die Vorburg mit dem Hof des Schaffners und der bemerkenswert schönen Scheune samt dem hübschen Wehrtürmchen unberührt.

In die westliche Ecke der Ruine wurde nun ein «Rittersaal» gebaut, der eine bescheidene Vorstellung der einstigen Herrlichkeit geben sollte. Hier war auch die echte Rüstung eines Ritters aufgestellt, eines Ritters aus dem Geschlechte der Andlau, das alleine bei Sempach 13 Mitglieder verloren haben soll. Leider sind die Wappenscheiben und Wandgemälde verschwunden und die heutige Uebertünchung der Wände vermag nicht die Vorstellung des Rittersaales zu geben. Dagegen geben die grossen Gemälde (Guasch) von Samuel Birmann eine treffliche Anschauung unserer Gegend und der Schlossruine um das Jahr 1814.

Die Schlosskapelle zeigt schöne, lichte Fresken, die dem freundlich hellen Raume eine heitere, intime Stimmung verleihen. Den Rundturm krönte ein geschweiftes Spitzdach. Leider ist bei der Renovation, einer Aussichtsterrasse zuliebe, das Dach unschön verkürzt worden. Das Blechdach mit dem überlebensgrossen Storch als Wetterfahne gehört zu den weniger erfreulichen Neuerungen.

Beim Abstieg nach den Weihern stellen sich uns wieder wilde Felsbrocken in den Weg, aus denen der Dorfbach in der Vorzeit runde Löcher gewaschen hat. Abermals führen Felsentreppchen und Brückchen lustig zum einen Loch hinein und zum andern heraus. Aus einer Nische im Felsen erkennt man die stilisierte Leier mit der Aufschrift: «Apolini sacrum». Diese Höhle ist also dem Apollo geweiht, dem Sonnengott, dem auch die geistige Erneuerung und die Weissagung oblag. Man muss wirklich an sein Orakel in Delphi denken, an jenen geheimnisvollen Felsenschlund, wo sich die Griechen Weissagungen für ihre künftigen Unternehmungen holten.

Kaum haben wir diesem Felsen-Labyrinth den Rücken gekehrt, lockt uns eine Hieroglyphentafel mit wunderlichen Zeichen. Es ist ein Bilderrätsel, das uns fesselt und nicht loslässt, bis wir es entziffert haben. Freilich so leicht gibt es seine Weisheit nicht preis. Sie kann folgendermassen gedeutet werden: Unser hinfälliges Dasein (Rose) erscheint uns wertvoll (Kleinod). Wir bemühen uns (Hand und Fuss), das flüchtige Glück (Rad) festzuhalten. Unsere Sinne (Auge und Ohr) sind irre geleitet (Schlange), wo sie Unvergängliches (Kröte) zu sehen glauben. Ein Bild, das von der Rose bis zur Kröte absteigt, eine müde verneinende Lebensphilosophie! Aber der Obelisk mit dem Bilderrätsel ist nur ein Ueberbleibsel eines Weisheitstempels, der hier den ganzen Platz einnahm und zu dem wohl an die zwanzig Spruchtafeln gehörten, die in allen möglichen Sprachen dem Gutmütigen moralisierten. Wie einst unter den griechischen Portalen zu Athen, so sollte hier im Schatten des Waldes der Bürger darüber belehrt werden,

Birseck von Nordwesten

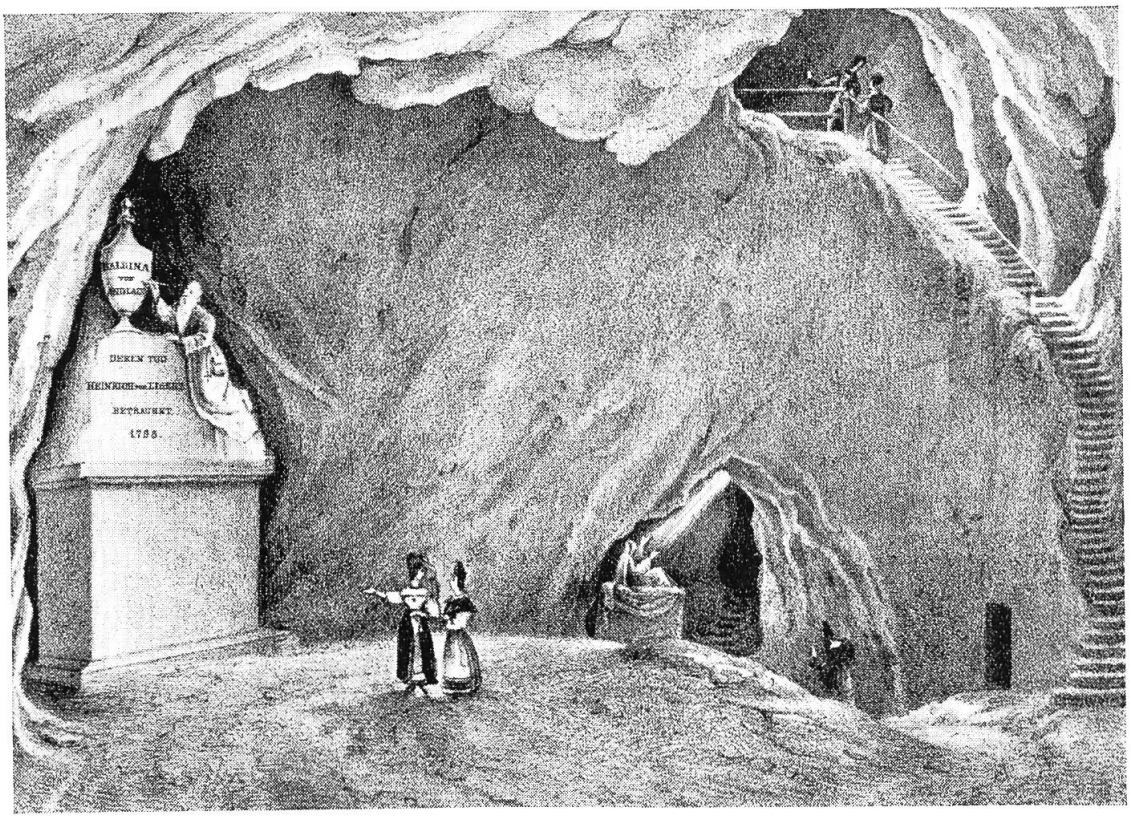
Zeichnung von C. A. Müller

was die Weisen aller Zeiten und Länder gedacht und gesprochen haben. Es sind übrigens dieselben Spruchtafeln, die wir schon vorher teils im Holzstoss, teils im Vorraum der Schlosskapelle angetroffen hatten. Bei genauerer Betrachtung finden wir allerdings, dass es sich hier nicht um weltbewegende Sentenzen handelt, sondern um ganz biedere Haussprüche, die wohl zur Hebung der Rechtschaffenheit nützlich erschienen. So heisst es z. B. auf holländisch: «Gutes tun und fröhlich sein, ist die grösste Tugend auf Erden», — was auch auf persisch ungefähr heisst: «Welch eine Schande, zu sterben, ohne Gutes getan zu haben». Und weil Arabien weit weg war, so durfte sein Weiser sogar die soziale Frage etwas antupfen, indem er raisoniert: «Warum ich zu Fuss gehe? — Weil du reitest!» Dem schwizerdütschen Vertreter in diesem Weisheitstempel fiel das Dichten etwas schwer, aber mit Pfiffigkeit brachte er doch vier Zeilen fertig:

Guet isch's und liebli,
wo Fründ bi n en ander sind,
wo keis Interessi,
Liebi nur bind't.

Auch dem griechischen Philosophen Diogenes, dem Verächter aller Genussucht, war hier ein Tempel geweiht, von dem allerdings nichts mehr zu finden ist.

Ein besonderes Glanzstück des Gartens war immer die Grabesgrotte. Ursprünglich war sie Proserpina, der Göttin der Unterwelt, geweiht, jener Göttin, die in der antiken Sage das Licht in das Reich des Todes und des Verderbens bringt. Dann wurde die antike Sage ins Christliche umgedeutet, und nun ist es die Auferstehung, die Licht bringt in die Finsternis des Todes. Denn der Christ sieht über Tod und Trauer das Licht des ewigen Lebens aufgehen. Wahrlich hat man hier in der Natur einen trefflichen Ort gefunden, an dem dieser Gedanke sinnfällig gestaltet werden konnte. Einstens fand man beim Eintritt, gleichsam als Überschrift, «Der Tod in verschiedenen Gestalten» (Plurima mortis imago), dazu die Abzeichen des Todes, Fackel, Sense und Sanduhr. An der Stelle dieses einstigen Altars finden wir heute das Grabmal Balbinas, das wohl der greise Heinrich von Ligerz im Jahre ihres Todes 1798 hat errichten lassen. Steigen wir weiter in die Tiefe der Höhle! Es ist die tiefste Höhle in der Eremitage, denn sie wurde mit viel Aufwendung künstlich ausgeräumt. Von einem matten Lichtschein getroffen finden wir hinten eine Gestalt, die sich aus dem Grabe zu erheben scheint und die sich nach eben diesem Lichtstrahl aus der Höhe auszustrecken scheint. Wir folgen ihrem suchenden Blick in die Höhe; die Höhle weitet sich nach oben aus, und aus einer schmalen Ritze zuoberst im Gewölbe dringt ein heller Tagesschein herunter. «Das Licht, das da dringt in die finstere Grabesnacht». Ein Sinnbild belehrt uns in feiner Weise: eine zerbrochene Sanduhr von einer Schlange umwunden: es ist die Zeit, die von der Ewigkeit überwunden wird. — Wir erinnern uns, dass wir beim Aufstieg zum Schloss unter jenem Altartisch die diskret versteckte Oeffnung zu der Licht spendenden Ritze entdeckt hatten. Man kann sich leicht vorstellen, welche Ueberraschung es für den ahnungslosen Be-



Auferstehungsgrotte
Von J. J. Siegmund

sucher bedeutete, wenn plötzlich aus der Tiefe der Grabesgrotte ein Bläserchor oder ein Gesangchor zu vernehmen war.

Bevor wir den Talboden erreicht haben, treffen wir noch auf das Denkmal für den französischen Dichter J. J. Delille, dessen Tod hier «von den Musen und allen Guten beweint» wird, wie uns die lateinische Aufschrift versichert. Es ist ein schlichter, würdiger Gedenkstein auf einem natürlichen Kalksteinbrocken. Eine Marmortafel zitiert aus seinem Werk eine Stelle, worin der geistliche Dichter seine Freunde bittet, sein Denkmal dereinst nicht in den Lärm der Städte zu setzen, sondern in ein stilles Tal, wie er sie oft besungen. Hohe Bäume sollen es beschatten, und ein Bächlein möge daran vorbei fliessen. Wahrlich, seine Freunde hätten den Wunsch des Dichters nicht getreulicher verwirklichen können. J. J. Delille war der Liebling seiner Zeit, dem es gegeben war, das Lob der Gärten in holder Anmut und frommer Güte zu besingen. Voll Dankbarkeit urteilt ein Zeitgenosse: «Wer uns Feld und Wald so innig lieben lehrt, der führt uns auch den Pfad der Tugend» (Qui fait aimer les champs, fait aimer la vertue).

Hinten in der Talenge zwischen den beiden hinteren Weihern steht die Oele, wo einstens Oel gepresst wurde. Heute heisst das Haus über dem Bach Waldhaus und ist etwas wie ein bescheidenes Jagdschlösschen. Es beher-

bergte einstens den angesehenen Maler Stunz, der in Arlesheim geboren wurde und dem wir die schönsten Bilder der Eremitage verdanken. Auch der Dreiröhrenbrunnen unter der mächtigen Eichengruppe am hinteren Weiher ist dem Stile des Gartens vortrefflich angepasst, obwohl er erst 1870 erstellt wurde. Das Gesicht des Erdgeistes oder Fauns mit wildem Barte und Hörnchen auf der Stirn erinnert an die unbezähmte Erdkraft. Aus seinem weiten Munde spendet er verschwenderisch das lebenswichtige Element.

Ein einfaches Gartenhäuschen am Ufer des mittleren Weihers lud noch vor kurzem zum Träumen ein und hiess Sophienruhe, dennn es war Sophie geb. Schakemin gewidmet, die die Gattin des letzten Andlauers Konrad von Andlau war. Die Einladung am Giebel verhiess in sanften Worten:

Reiche deinen Freudenbecher, holde Einsamkeit,
Jedem deiner Freunde, so oft er diese Stelle betritt.

Noch wären verschiedene Heimlichkeiten aufzuzählen, die heute verschwunden sind und von denen wir nur durch die alten Beschreibungen und durch Bilder Kenntnis haben. Ein Schweizer-Chalet am Ufer des Weihers scheint auf das Volk besonders anziehend gewirkt zu haben. Es zeigen uns Bilder tanzende Trachtenmaitli und Alphornbläser. An einem anderen Orte erhob sich ein richtiger Köhlerhaufen, wie er damals wohl nicht selten im Walde angetroffen wurde. Bei näherem Zuschauen barg er aber in seinem Innern ein nettes Fischerstübchen.

Ein eigenartiger Zauber liegt um die verträumten Weiher an dem geschwätzigen Bächlein, um die tiefen Schatten der alten Bäume oder die modrige Luft der Höhlen. Es ist, als ob die gehetzte Menschenseele hier heilende Ruhe trinke.

Einstens haben gebildete Gäste ihren Dank in einer vornehmen Widmung in den Felsen meisseln lassen, einen Dank sowohl an die Natur als auch an den Kunstsinn der Erbauer.

Hopes amice,
Hasce delicias
Naturae debes
Debes industriae
Balbinae ab Andlau
Henrici a Ligertz
MDCCLXXXV

Wir können uns von Herzen diesem Danke anschliessen und nur hoffen, es möge ein gütiges Geschick uns dieses Geschenk erhalten.

Noch hat der Schreiber dieser Zeilen Herrn Dr. Isaac A. Iselin herzlich zu danken dafür, dass er Einscht nehmen durfte in seine Aufzeichnungen und andere Dokumente des Gutsarchives.